Kohlenfelder in der Schweiz.

Im Berner Jura werden gegenwärtig Kohlenbohrversuche unternommen. — Im Elsgau. — Wie die Noth der Kriegszeit ein Werk des Friedens gefördert hat. — Eine neue Gründung.

Im Berner Jura werden gegenwärtig Kohlenbohrversuche gemacht. Sie schließen sich an Kohlengrabungen an, die in diesem Theile unseres Landes schon seit Jahrhunderten gemacht wurden; sie sollen nun in größerem Maßstabe, mit allen Mitteln der modernen Technik erneut unternommen werden, nachdem geologische Gutachten darauf schließen lassen, daß sich hier umfangreiche und abbauwürdige Kohlenfelder vorfinden.

Bei Pruntrut gelangt der Wanderer in das Thal der Allaine, eines Nebenflusses des Doubs, der in der sogenannten Baroche, nahe der elsässischen Grenze entspringt, hier erst eigentlichen Flußcharakter erhält, einen großen Bogen beschreibt und mit einer endlosen Zahl von Windungen nach Nordwesten, durch ein fruchtbares, von prachtvollen Buchen- und Tannenwäldern eingesäumtes Thal fließt. Dieses durchschneidet die letzten Ausläufer der Jurakette und verbindet den Elsgau, die Ajoie, mit der oberelsässischen Ebene. Durch das von Pruntrut bis Boncourt äußerst malerische Thal führt der Zug bis zur dritten Station, Grandcourt, einer Gruppe von wenigen Häusern fünf Meilen hinter Pruntrut. Neben der Haltestelle kreuzt die Straße den Schienenstrang, der in schnurgerader Linie Delle an der französischen Grenze zustrebt, während die Straße dem waldigen Abhang entlang in mächtigem Bogen nach etwa einer Meile Weges Buix erreicht.

Das Dorf hat seinen Namen vom Buchs (lat. buxus), der hier am Ueberfluß wächst und dem Landschaftsbild ein besonderes Gepräge verleiht. Die rund 600 Seelen zählende Bevölkerung beschäftigt sich, wie die Großzahl der Einwohner des Elsgau, vornehmlich mit Ackerbau, Viehzucht und dem blühenden Holzhandel. Seit einigen Jahren hat sich auch Industrie niedergelassen; in mehreren kleineren Fabriken werden Edelsteine für die Uhren-Industrie bearbeitet. Und nun soll Buix auch Sitz des Bergbaues werden; nach den Forschungen der Geologen bedeckt die fruchtbare Erde des Elsgau in etwa 3000 Fuß Tiefe ein großes Kohlenlager, das bei Buix am besten erschlossen werden kann.

Im April dieses Jahres bildete sich in Bern die Schweizer Kohlenbohrgesellschaft, die den Zweck hat, das Vorhandensein abbauwürdiger Kohlenlager, vor allem im Berner Jura festzustellen und je nach dem Erfolg der Bohrungen auch eine Ausbeutungsgesellschaft zu bilden. Das eidgenossenschaftliche Volkswirthschaftsdepartement sowie die bedeutendsten Großindustriellen der Schweiz, u. a. die von Roll'schen Eisenwerke, die schweizerischen Rheinsalinen, die Sulzer-Unternehmungen in Winterthur, beteiligten sich finanziell an dieser Gründung.

In einem Seitenthal, das sich südlich hinter der hochgelegenen Kirche von Buix öffnet, erhebt sich nahe den letzten Häusern des Dorfes ein etwa siebzig Fuß hoher, mit Brettern verschalter Bohrthurm, gleich einem mächtigen Holzkamin; zwei kopfartige Holzbauten flankiren ihn. Das ihn umgebende Grundstück ist mit einer Menge stählener Röhren von verschiedenen Dimensionen bedeckt. Diese ganze Anlage, wo das erste Bohrloch nach Steinkohle im Berner Jura niedergebracht wird, nimmt sich äußerlich recht primitiv aus. Bei unserem Besuche wurde eben die eletrische Beleuchtungsanlage montiert; denn es soll Tag- und Nachtbetrieb gearbeitet werden. In einer der erwähnten Nebenbauten lieferte eine Dampfmaschine von 26 Pferdekräften die Antriebskraft für den Bohrapparat. Nebenan befindet sich die Esse des Schmiedes, der allein einen Bohrer, den sog. Bohrbeitel schärft, ein vier bis fünf Zentner schwerer Eisenblock mit zwei Meißelflächen auf ungleicher Höhe. Die Bohrer, die hier zur Verwendung gelangen, sind sog. Excenterbeitel, die den Vortheil bieten, daß ihrer von der senkrechten abweichenden Form der Durchmesser des Bohrloches größer wird, als ihr wirklicher horizontal gemessener Durchmesser beträgt. Der Anfangs-Durchmesser des Bohrloches bei Buix wurde mit 15 Zoll festgesetzt. Je tiefer das Bohrloch getrieben wird, desto kleiner gestaltet sich sein Durchmesser; von Zeit zu Zeit muß das Bohrrohr erneuert werden, damit es nicht in sich zusammenfällt. Die Bohrkolben werden deshalb teleskopartig gebaut. Sobald das Gebirge bei der Bohrung die Meißelbohrung [illegible] macht, wird das sog. Rotationsverfahren angewendet und zwar [illegible] Krone, Diamantkrone [illegible]krone, auch Karlkrone [illegible] die Stelle dieser Kronen [illegible] Kohlenbohrungen im [illegible] wegen der großen [illegible] in der Beschaffung [illegible] im harten Gebirge ein neues Verfahren, die sog. Schrotbohrung. Beim Rotationsverfahren treten die durchbohrten Schichten in festen zylindrischen Kernen zutage und geben genauen Aufschluß über die Natur des erschlossenen Gebirges.

So primitiv sich, wie erwähnt, die ganze Anlage äußerlich ausnimmt, so stellt sie doch mit dem Verrohrungsmaterial einen Werth von rund 70,000 Dollars dar.

Mit der Bohrung wurde am 10. Juli begonnen. Die ersten 30 Fuß wurden von Hand gebohrt. Am 18. Juli wurde dann mit dem Schnellschlag-Bohrapparat die sog. Spülbohrung begonnen, die am 20. Juli eine Tiefe von 60 Fuß erreicht hatte. Bei der Spülbohrung wird Wasser durch das hohle Bohrgestänge auf die Sohle gepumpt, und dieses „bringt dann das durch das stoßende Bohren zerkleinerte Gebirge zu Tage. Bis auf die Tiefe von 13 Fuß förderten die Bohrungen gelben Ton, gemischt mit Kalkstein, von 13 bis 40 Fuß reinen blauen Ton in festen kompakten Schichten und von 40 Fuß an eine feste Kalksteinschicht zu Tage. Die Bohrarbeiten wurden von der Schweizer Kohlenbohrgesellschaft an die Deutsche Bohrgesellschaft für Erdöl in Berlin vergeben. Die Firma hofft bei normalen Verhältnissen innerhalb Jahresfrist ein Bohrloch von 4000 bis 5000 Fuß niederbringen zu können, in welcher Tiefe man auf Kohle zu stoßen hofft. Die Gesellschaft, die in der Schweiz auch schon nach Salz bohrte, hatte im Jahre 1915 bereits 600 Meilen Tiefbohrungen ausgeführt; sie verfügt also auf diesem technischen Gebiete über große Erfahrungen. Die ausgehobenen Erdkerne werden von Prof. Schmid in Basel geologisch untersucht. Von diesem erprobten Gelehrten stammt auch das geologische Gutachten, das die Veranlassung gab, bei Buix die ersten Bohrversuche zu machen, während frühere Forschungen eher südlich von Pruntrut vorgenommen worden waren.

Dem agrikolen Dörfchen Buix wird die Bohranlage bald ein industrielles Aussehen verleihen. Vorläufig sind der Leitung eines Ingenieurs und von zwei Bohrmeistern etwa 20 Arbeiter unterstellt, die in zwei Schichten von 7 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends und von 7 Uhr Abends bis 7 Uhr früh mit den nöthigen Pausen für die Mahlzeiten ihr Werk vollbringen. An Sonntagen wird nur bei größter Dringlichkeit gearbeitet. In diesen Ruhetagen aber pilgern Hunderte aus dem ganzen Elsgau nach Buix, um sich noch dem Stand der Bohrversuche zu erkundigen; denn erfolgreiche Resultate würden ihnen nicht nur eine neue Einnahmsquelle begründen, sondern auch den im Berner Jura bereits theilweise vorhandenen Bergbau (Eisen-Industrie bei Delsberg) wie die übrigen Industrien in eine Aera neuer Blüthe und neuen Aufschwunges überleiten, indem der Berner Jura ein wichtiges industrielles Hilfsprodukt, das er heute nur mit hohen Frachten belastet, aus dem Auslande beziehen muß, in seinen eigenen Gauen fände.

Die Noth der Kriegszeit hat die Kohlenbohrungen bei Buix veranlaßt. Und doch ist es ein Werk des Friedens auf das der Berner Jura seine höchsten Hoffnungen setzt.

Nach diesem knappen Ueberblick über die Arbeiten bei Buix mögen noch ein paar historische Reminiszenzen über frühere Kohlengrabungen im Berner Jura interessiren; denn, wie bereits erwähnt, wurde schon vor mehr als einem Jahrhundert in diesem Theile unseres Landes nach dem wichtigen Brennstoff gesucht.

Im französischen Journal des Mines No. 14 vom Jahre 4 der damaligen revolutionären Zeitrechnung (1796) finden wir eine Zuschrift des Bürgers Girod Chantran publizirt, die mit den Worten beginnt: „Ich beeile mich, Ihnen über die Reise Bericht zu erstatten, die ich soeben nach Pruntrut gemacht habe, um die vermuthliche Kohlenmine zu beobachten, in der ich aber eine Petrolmine erkannt habe."

In den Jahren 1820 bis 1830 machten zwei Unternehmer, Schwab und Köchli, Bohrversuche nach Steinsalz im Süden des Dorfes Cornol, das an der alten Poststraße liegt, die von Pruntrut über die Malettes nach Delsberg führt, und das in der Folge als Fundort von Steinkohle immer wieder genannt wurde. Im Jahre 1873 veröffentlichte dann A. Ducret einen Artikel in den Actes der Societe d'Emulation, worin er sich gegen die Bohrversuche eines Herrn Thurberg aus Cornol wandte, der an der Straße der Male-Cote mit Hilfe einer Wünschelrute Kohle suchen wollte. Ducret behandelte in seiner Arbeit hauptsächlich die Entstehung der Steinkohlenlager in Frankreich, Belgien, England und Deutschland. Er polemisierte heftig gegen den im Jura herrschenden Aberglauben, es sei hier Kohle zu finden; er führte ihn auf die mangelhafte Schulbildung in den Distrikten Pruntrut, Delsberg und Freiberge zurück. „Wenn man hat sagen können, daß die Wissenschaft die Grenzsteine des Wunderbaren und Uebernatürlichen vorwärts gesetzt hat, so kann man auch behaupten, daß das Wunderbare und die abergläubischen Traditionen ihre Macht über die ungenügend geschulte Bevölkerung behalten haben". Ducret gab dann einen geologischen Ueberblick über die Bodenbeschaffenheit des Berner Jura und kam darauf zum Schlusse, daß die Aussichten, hier auf Steinkohle zu stoßen, sehr gering seien.

Ducret schloß seine Ausführungen mit den Worten: „Es ist also wenig Möglichkeit vorhanden, daß man jemals eine bedeutende Kohlenmine im Berner Jura findet; die Kapitalien, die man in solche Durchsuchungen wirft, wären wenigstens äußerst riskirt aufgewendet." Trotz dieser energischen Verneinung der Frage, ob bei Cornol Steinkohle zu finden sei, ließen sich Unternehmer und Kapitalisten von weiteren Versuchen nicht abschrecken. Kaum 15 Jahre nach den Veröffentlichungen Ducrets, am 2. Juni 1888, ertheilte der Regierungsrath des Kantons Bern einem Züricher Finanzkonsortium die Konzession, bei Cornol Bohrversuche nach Steinkohle zu machen. Wieder entstand eine Polemik in der Presse für und wider diese Unternehmungen; sehr skeptische Stimmen wurden neben äußerst hoffnungsfrohen laut. Allein auch diesmal behielten die Pessimisten recht. Vielleicht bloß deshalb, weil die finanziellen Mittel der Züricher Gesellschaft, wie all der Kohlensucher, die sich im Berner Jura bisher bethätigt hatten, zu bescheiden waren, weil die Technik für Bohrungen großen Stils noch nicht fortgeschritten genug war.

Prof. A. Eglin.

Beßarabien.

Beßarabien, das reiche russische Korniland, ist eine der jüngeren Provinzen des Russenreiches und steht deshalb mit der moskowitischen Kultur nicht in dem engen Zusammenhang wie etwa die zentralrussischen Gebiete. Beßarabien nennt sich das Land zwischen den Flußläufen des Dnjestr und Pruth, das zufolge seines Charakters als Uebergangsgebiet von den südrussischen Steppen zur Donautiefebene auf die Geschicke der Völker mehrmals von entscheidendem Einfluß gewesen ist. Die etnographischen Verschiedenheiten der Stämme, die einander ablösend, dort ihre Wohnsitze gesucht haben, machen sich in der aus den heterogensten Elementen zusammengewürfelten Bevölkerung noch heute stark geltend. Die eine Hälfte der Bewohner besteht aus Rumänen, die andere rekrutirt sich aus Ukrainern, Juden, Russen, Bulgaren und einer Minderheit von Deutschen und Türken. Obgleich oder vielleicht gerade weil so verschiedengeartete Völker in diesen Gegenden Fuß gefaßt haben, hat es Beßarabien, im Gegensatz zu dem westlicher gelegenen Wolhynien, nie zu einer höheren Kulturentwicklung gebracht, und das Land ist demnach auch heute noch mehr wegen seiner landschaftlichen Reize als etwa wegen seiner Städte besuchenswerth.

Beßarabien war ursprünglich die Heimath der Skythen. Alte Grabbauten am Pruth erinnern an die Sitten dieses rauhen Volkes. Später waren es die Phönizier, die hier lebhaften Holz- und Getreidehandel betrieben und an der Stelle des heutigen Akkerman die Kolonie Offiusa gründeten. Im vierten Jahrhundert wurde Beßarabien von den Daziern bewohnt, dem kriegstüchtigen Volke, das sich Kaiser Trajan nach blutiger Schlacht 106 n. Chr. unterwarf. Fortan ging das Land in der römischen Provinz Dacia auf; die sog. Traians-Wälle, die sich von Leovo am Pruth bis zur Festung Bendery hinziehen, bilden noch immer ein greifbares Zeichen jener Zeit. Aus der Vermischung der Römer mit den damaligen Bewohnern hat sich, wie man annimmt, die rumänische Rasse herausgebildet. In den Stürmen der Völkerwanderung wurde Beßarabien nacheinander von Gothen, Hunnen, Bulgaren durchzogen, bis die Slawen dort vorübergehend ihre Herrschaft gründeten. Aber auch sie wurden wieder verjagt, und ruthenische Fürsten nahmen den fruchtbaren Landstrich in Besitz. Als natürliches Durchzugsland bildete Beßarabien in den folgenden Jahrhunderten die Einfallspforte der raublustigen Mongolen, bis dann zu den Zeiten des „Banates" in Beßarabien wieder geordnetere und dauerndere Zustände Platz griffen. Mit dem ganzen moldauischen Fürstenthum fiel Beßarabien im 16. Jahrhundert an die Türkei und blieb islamitisch bis 1812, in welchem Jahre es der Bukarester Friede Rußland zusprach. Seit 1854 wird die Provinz nach den allgemeinen Grundsätzen der russischen Gouvernementsverwaltung regiert.

Die Bevölkerung Beßarabiens treibt vorwiegend Ackerbau und Viehzucht. Die hauptsächlichsten Landesprodukte sind Mais und Wein, daneben Weizen, Gerste, Hirse, Hanf, Flachs und verschiedene Gemüse. Auch Tabakbau fehlt nicht. Außerdem wird dort Salz, Salpeter, Marmor und Kalk gewonnen. Das Land ist außerordentlich reich an Wild, Geflügel und Fischen. Industrie gibt es, mit Ausnahme von Gerbereien und Schnapsbrennereien, nur wenig. Städte und Dörfer dieses Landes zeugen durchweg von ärmlichen Verhältnissen und haben sich aus ihrem traditionellen Schmutz noch nicht erhoben. Kischinew selber, die Hauptstadt, mit etwa 180,000 Einwohnern, sieht nicht viel anders aus, als wie ein großes Dorf aus Lehm- und Schilfhäusern, aus denen, wie in allen südrussischen Städten, eine Unzahl von Kirchen aller Konfessionen herausragt. Kischinew war einstmals der Schauplatz entsetzlicher Judenmetzeleien. Die Stadt Ismail, ganz im Süden an der rumänischen Grenze, war früher eine wichtige Türkenfestung, die 1770 von den Russen erobert und später von Suwarow zerstört wurde. Seitdem ihre Bollwerke geschleift sind, hat sich Ismail zu einem regen Handelsplatz entwickelt. Die Stadt Akkerman am Dniman (d. h. Flußmündung) erhebt sich über der Stätte der alten milesischen Kolonie Tyras. Die Stadt war während der Völkerwanderung vom Erdboden verschwunden, wurde dann aber von den Genuesen unter dem Namen Maro Castro wieder aufgebaut und 1484 von den Türken erobert. Weithin sichtbar überragt das Schloß der genuesischen Vögte die schmutzstarrenden Gassen des Ortes. Fortifikatorisch wichtig sind Chotin hart an der bukowinischen Grenze, und Bendery, das in breitem Bogen vom Dnjestr umflossen wird, ebenfalls eine alte Türkenfeste, wiederum ihre mächtige Burg noch lebhaft an alte, haßerfüllte Kämpfe gemahnt. Heute ist Bendery Ausfuhrplatz für Getreide, Wein und Bauholz. Ganz in seiner Nähe liegt der Flecken Warniza, wo der schwedische König Karl XII. nach der Niederlage bei Pultawa von den Türken einst interniert worden ist.

Das National-Getränk der Bulgaren.

Der Alkoholismus ist in Bulgarien viel weniger verbreitet als in Westeuropa, und dieser Umstand ist zweifellos der großen Verbreitung zu danken, welche die „Bosa", das Nationalgetränk, in Bulgarien gefunden hat. Die Bosa ist ein gegorenes Getränk aus Hirse. Es stammt ursprünglich aus Albanien. Heute ist es außer in Bulgarien auch in der Türkei, in Kleinasien und in Russisch-Kaukasien verbreitet, doch wird es beinahe überall von Albaniern bereitet, die in die Fremde ziehen, um Geld zu verdienen. In Bulgarien hat die Bosa eine solche Verbreitung gefunden, daß man sagen darf, der Albanier hält dort das Nationalgetränk der Bulgaren feil. In jüngster Zeit ist die Bosa Gegenstand eingehender Untersuchungen von Zlataroff in Sofia gewesen. Die Bosa ist ein bräunliches trübes Getränk von leicht saurem Geschmack. Es ist sehr reich an Kohlehydraten und enthält wenig Alkohol. So ist der Alkoholgehalt der Bosa drei bis viermal geringer als derjenige der gangbaren Biersorten. Der Alkoholgehalt der Bosa ist auch beinahe doppelt so klein als derjenige des russischen Kwaß. Der säuerliche Geschmack der Bosa rührt vom Gehalt des Getränks an Milchsäure her. Die Bosa wirkt sehr erfrischend und sie ist namentlich im Sommer sehr begehrt. Man sieht in Sofia an allen Straßenecken Albanier in Nationaltracht, die mit einem Behälter für Bosa ausgerüstet sind und für wenige Stotinki das bräunliche Naß glasweise feilbieten. Die Rolle der Bierhalle spielt in Bulgarien die „Bosadschinitza", die in der Regel ebenfalls von Albaniern betrieben werden. In der Bosadschinsta kann man, an einem kleinen Tischchen sitzend, seine Bosa schlürfen und allerlei süßes orientalisches Gebäck und Zuckerwerk dazu essen.

Die Zahl der Bosadschinizas ist in Bulgarien außerordentlich groß. Die Sanitätsbehörde der bulgarischen Armee hat sogar fahrbare Bosadschinizas eingerichtet, gewissermaßen Bosa-Kanonen, die den bekannten Gulasch-Kanonen zur Seite stehen. Gerade im Felde ist die Bosa von großer Bedeutung. Einmal darum, weil sie zweifellos ein Schutzmittel gegen krankhafte Gährungen und Entzündungen im Magen und im Darme ist, was wohl ihrem reichlichen Milchsäuregehalt zuzuschreiben ist. Zweitens, weil die Soldaten durch die Bosa-Kanone davon abgehalten werden, wahllos allerlei verdächtiges Wasser zu trinken, ohne mit der Bosa zu einem nennenswerthen Alkoholgenuß verführt zu werden.

Die Bereitung der Bosa geschieht in folgender Weise: Die Hirse wird zu einem feinen Mehl gemahlen, das mit Wasser zu einem Brei verrührt und in großen verzinnten, kupfernen Pfannen aufgekocht wird. Es findet dabei eine gelinde Röstung des Mehles statt, was ihm ein eigenes Aroma verleiht. Dann wird der Brei der Gährung überlassen. Man verwendet zwei Gährungsmittel: Mehl von getrockneten Hirsekeimlingen und einen Aufguß von zerstoßenen Kichererbsen. Die wirksamen Elemente sind dabei verschiedene Bakterien und Hefe bezw. Schimmelpilze. Den mit den Gährungsmitteln versehenen Brei läßt man bei Zimmertemperatur für die Nacht stehen. Am nächsten Morgen wird die gegohrene Masse mit Wasser verdünnt und durch ein feines Drahtsieb filtriert. Die Bosa ist jetzt fertig. Ihre Bereitung darf nicht mehr als 24 Stunden dauern. Die Bosa muß jeden Tag frisch bereitet werden, da sie beim Stehen sauer wird.

Die Zukunft der Schankwirthschaften.

Mit der Schließung der Branntweinbrennereien des Landes und dem Verbot gegen die Einfuhr alkoholischer Getränke aus dem Auslande beginnt für alle mit diesem so ausgedehnten Geschäftszweige in Verbindung stehenden Personen eine kritische Zeit. Der Staat New York geht mit besonderer Strenge gegen die Schankwirthe vor und die Stadt New York wird Hunderte dieser Wirthe verlieren, die nicht imstande sind, die Zuschußtaxe zu entrichten, die einem jährlichen Umsatz von über $12,000 durch das neue Gesetz auferlegt ist. Zu dieser Spezialsteuer gesellt sich noch die bedeutende Steigerung der Preise, die den Schankwirthen das Geschäft erschweren und vielen die Thüren schließen wird.

Lokale an Straßenecken, die früher große Miethen einbrachten, stehen bereits leer und Grundeigenthumsmakler haben manche gute Ecke auf der Liste, die für eine bedeutend reduzirte Miethe zu haben ist. Was die unmittelbare Folge dieser Zustände sein wird, ist nicht abzusehen, daß aber ein Niedergang des Wirthsgeschäfts durch die erhöhten Ausschankpreise beschleunigt wird, darüber herrscht wohl kein Zweifel, und der Wirth wird die Preise in demselben Maße steigern müssen, in welchem die Einkaufspreise in die Höhe gehen. Es wird daher nicht lange dauern, bis ein Glas gewöhnlichen Whiskeys, oder ein „Drink", wie der Amerikaner sein je nach Neigung ins Glas gegossenes Quantum nennt, mit 25 Cents bezahlt werden muß. Das ist der Preis, der in manchen Restaurants seit geraumer Zeit für „Cocktails" berechnet wird. Whisken, der früher 25 Cents für zwei „Drinks" kostete, ist auf 15 Cents „straight" gestiegen.

Das neue Kriegssteuergesetz sieht eine Zuschußtaxe von $2.10 per Gallone auf alle Sorten Whiskey vor, der sich augenblicklich zum Verbrauch in den Ver. Staaten befindet. Die alte Taxe beträgt $1.10. Der in den Wirthschaften über die Bar verkaufte Durchschnitts-Whiskey kostete im Einkauf weniger als $2 die Gallone und „der Mann vor der Bar" bezahlte für den „Drink" 10 Cents. Dieser Whiskey wird mit der Zuschlagtaxe für nicht weniger als $4 die Gallone verkauft werden, und diese Extrakosten hat „der Mann vor der Bar" zu tragen. In der sicheren Voraussicht, daß eine Schließung der Brennereien durch die Regierung auf die Dauer des Krieges eintreten würde, liefen bei den Brennereien außergewöhnlich große Bestellungen seitens der Schankwirthe und Großhändler ein und jeder Wirth, dessen Vermögensverhältnisse es ihm ermöglichten, hat heute einen Whiskeyvorrath im Keller oder im Lagerhaus, der ihm für mindestens ein Jahr ausreicht. Manche haben sich auf zwei und drei Jahre sichergestellt. Doch mußten die Käufer, um die Waare zu bekommen, einen Aufschlag bezahlen, so daß ein großer Theil des in Wirthskellern lagernden Whiskey bis zu $4.50 die Gallone zu stehen kommt. Rechnet man die neue Taxe von $2.10 hinzu, kann man sich einen Begriff von den zu erwartenden Preisen machen. Die Whiskeygläser sind bereits kleiner geworden und das Getränk hat in vielen Fällen an Stärke eingebüßt.

In den Kneipen, in denen Whiskey zu 5 Cents das Glas verkauft zu werden pflegte, hat der Gast jede Chance verloren, sich für den hohen Preis einigermaßen zu entschädigen, denn ihm war von jeher im Gegensatz zu dem Besucher der besseren Lokale jede Gelegenheit genommen, seinem Glase einige Tropfen mehr als gewöhnlich anzuvertrauen. Er darf sich nicht selbst bedienen, der Wirth läßt die Flasche nicht aus den Händen, sondern schenkt dem Kunden selbst das ihm zukommende Maß ein. Die Besitzer dieser Lokale haben einen harten Stand. Früher bezahlten sie $2 per Gallone und verwässerten das Getränk um 100 Prozent, so daß es sie auf etwa $1 zu stehen kam. Mit der neuen Zuschlagtaxe ist eine entsprechende Verwässerung nicht mehr möglich und diese Art Wirthschaften müssen entweder die Thüren schließen oder die Preise erhöhen.

In den fein ausgestatteten Lokalen sind die Preise für die besseren Whiskeysorten, die sogenannten „Case Goods", die nur in Flaschen, nicht faßweise in den Handel kommen und die alle ihre bestimmten Verehrer haben, schon längst von 15 Cents per „Drink" auf 20 Cents gestiegen, während das Bier, das vor wenigen Monaten noch 10 Cents per Pint kostete, jetzt mit 20 Cents bezahlt werden muß. Ein sogenannter „Container", der kaum drei Gläser enthält, kostet 15 Cents.

Im vergangenen Jahr war der Konsum von Whiskey in diesem Lande trotz des vergrößerten Prohibitions-Terrains auf eine nie gekannte Höhe gestiegen. Die Produktion destillirter Getränke aus Roggen, Weizen, Aepfeln, Mais, Pfirsichen, Birnen, Ananas, Orangen, Aprikosen, Beeren, Zwetschen, Feigen und Kirschen erreichten die Höhe von 164,665,246 Gallonen, eine Zunahme von 26,000,000 Gallonen im Vergleich mit dem Vorjahre. Die von der Regierung dafür vereinnahmte Steuer belief sich auf $186,563,055.

Die Bittererzeugung des vergangenen Jahres übertraf die des Jahres 1915, sank aber bedeutend unter die des Jahres 1914, das ein Gesammtprodukt von 66,000,000 Barrels aufwies. Brauer, Wirthe und andere Kleinverkäufer brachten der Regierung $88,771,104 an Steuern ein.

Die Branntweinbrennereien des Landes arbeiteten seit Monaten mit Vollbetrieb und in Peoria, Ill., allein wurden täglich 50,000 Bushel Mais für die Maische verbraucht, wofür die höchsten Preise bezahlt wurden. In der Whiskey-Fabrikation konnte auch der weiche Mais zur Verwendung kommen, für den die Farmer keinen Gebrauch hatten und die Brennereibesitzer behaupten, der Farmer würde der Verlierer sein. Die Brennereien wußten schon seit einem Monat mit Sicherheit, was kommen würde und ihre Anlagen waren Tag und Nacht in vollem Gange. Um 11 Uhr Nachts am 11. September, trat das ihrer Thätigkeit während der Dauer des Krieges Einhalt gebietende Gesetz in Kraft, ebenso das Einfuhrverbot. Daß die Schließung der Brennereien eine beschlossene Sache war, darüber herrschte schon längst kein Zweifel mehr. Julius Fleischmann in Cincinnati war sich der Sache so sicher, daß er seine Brennerei schon im vergangenen Juli schloß und den darin beschäftigt gewesenen Leuten eine monatliche Pension von $30 aussetzte. Chapin & Gore von Chicago folgten dem Beispiel und stellten den Betrieb ebenfalls ein, während andere bis auf den letzten Augenblick die Situation ausnützten.

Die Schankwirthe beklagen sich, daß sich ihre Geschäftslage von Jahr zu Jahr verschlimmerte. Nun hat ihnen der Krieg auch noch die Kundschaft eines großen Theils der jungen Männer entzogen und das Gesetz, das ihnen den Verkauf geistiger Getränke an Soldaten oder Rekruten in Uniform untersagt, war ein besonders schwerer Schlag. Anfänglich nahmen viele Wirthe das Verbot nicht ernst und als Folge dieser Mißachtung wurden in New York nicht weniger als 20 Wirthe und Bartender ins Gefängnis geschickt. Mayor Mitchel beschränkte den Verkauf geistiger Getränke in den Lokalen, die während der ganzen Nacht im Betrieb waren, indem er 1 Uhr Morgens als die „Polizeistunde" festsetzte. Seine Verordnung wird jedoch nicht allzustrenge befolgt, doch hat das Nachtleben am Broadway durch die Verordnung des Mayors eine starke Einbuße erlitten.

Unter den Bestimmungen eines neuen Staatsgesetzes kann der Gouverneur irgend eine Schankwirthschaft schließen, die sich in der Nähe eines für die Regierung arbeitenden Betriebs befindet. Gouverneur Whitman ordnete die Schließung von 36 solcher Wirthschaften im Bay Ridge-Viertel Brooklyns an. Nachdem sie einige Tage lang geschlossen waren, konnten sie auf Grund eines in der Zwischenzeit eingeleiteten Gerichtsverfahrens wieder eröffnet werden. Man entschloß sich hierauf, ihnen keine neue Lizenzen auszustellen, sobald diese am 1. Oktober abgelaufen sind.

Das neue New Yorker Staatsgesetz wird auch eine ganze Anzahl von Schankwirthschaften in kleinen Orten automatisch schließen. Die neue Methode der Lizensirung ist auf die Einwohnerzahl der betreffenden Ortschaft begründet. Seit Wochen sind Kommissäre damit beschäftigt, festzustellen, welche Wirthschaften zu schließen sind und welchen ein Weiterbestehen gestattet werden soll. Bei der Entscheidung kommt die bisherige Führung des betreffenden Lokals in Betracht. Ob die überlebenden Lokale bei den erhöhten Preisen auf die Dauer werden bestehen können, muß die Zukunft lehren.

„Singe, wem Gesang gegeben"

„Einer Armee ohne Lieder", sagte kürzlich General J. F. Bell, Befehlshaber von „Camp Union", „wird es meistens ebenso sehr an Kampflust fehlen, wie es ihr an Verständniß für Musik mangelt. Es gibt keine stärkere Kraft, als im Gesange liegt, um Einheit und Einigkei in einer Armee zu bewirken". Und so ist denn in der Armee und der Flotte und in den Uebungslagern die Losung ausgegeben worden: Fördert die Sangeslust unter unseren „boys", liefert ihnen anregende und patriotische Lieder, und gebt ihnen Gelegenheit, sich mit ihren Melodien bekannt zu machen. Als bei Ausbruch des Weltkrieges ein amerikanischer Zeitungskorrespondent in Frankfurt a. M. weilte, trug er den dortigen Kommandanten, welche Aufnahme die Kriegserklärung beim deutschen Heer gefunden habe. Der Kommandant öffnete ein dem Hauptmarkte zu liegendes Fenster und in mächtig anschwellenden Tonwogen drang erst „Die Wacht am Rhein" und dann das „Muß i denn, muß i denn zum Städle hinaus" zu den Lauschern empor. „Hier ist meine Antwort", erklärte der Kommandant. „Es ist die Seele des Volkes, die aus diesen Liedern spricht." Aehnlich haben auch während des amerikanischen Bürgerkrieges volksthümliche und patriotische Lieder Herz und Sinn der „Boys in blue" und „Boys in grey" begeistert, ihnen Strapazen erleichtert und ihre müden Füße sich wieder in flottem Marschtempo rühren gemacht. „John Browns body lies amouldering in the ground", „The battle hymn of the Republic" und „Marching through Georgia" bei den „Northerners", und „Dixie" und „Dolly Gray" bei den „Southerners" sind Lieder, die den Krieg überlebt haben und zu heute noch mit Vorliebe gesungenen Volksliedern geworden sind. Nur minder popular ist das während des spanisch-amerikanischen Krieges als Marschlied häufig gehörte „There'll be a hot time in the old town tonight". Der Weltkrieg hat an Nationalgesängen, aus denen die Seele des Volkes spricht, nur wenig hervorgebracht. Das triviale „Tipperary" der Engländer hat sich nie über die Bedeutung eines Gassenhauers erhoben, und das „Heimathslied" der Deutschen ist ein Marschgesang, dessen Beliebtheit sich voraussichtlich nur auf das Heer beschränken wird.

Seit den ersten Monaten des Jahres ist Lee H. Hammer, Mitglied der Kriegsdepartement-Kommission für Bethätigungen in den Uebungslagern, bemüht gewesen, die Sangeslust von Angehörigen der Armee, Flotte, des Luftschiffer- und Ambulanzdienstes anzuregen und in die rechten Bahnen zu leiten. Zunächst galt es, geeignete Lieder zu finden, dann leicht faßliche Melodien für diese zu erlangen, und dem Gesang einen Platz im Programm der Uebungslager zu sichern. In dieser Hinsicht steht jetzt Herrn Hammer ein Kommittee zur Seite, das unter Leitung von Kirkpatrick Boyle, Schatzmeister des New Yorker Kommunitätschors, ein Liederbuch für alle Zweige des Armee- und Flottendienstes zusammenzustellen sucht. Dann mußten in den 32 Uebungslagern musikalisch geschulte Lehrer gefunden werden, denen die Oberleitung der Gesangsstudien übertragen werden konnte, und unter den sich dort für den Kriegerberuf vorbereitenden jungen Leuten solche mit angenehmen Stimmen ausgesucht werden. Zu Stimmführern wurden meistens junge Offiziere herangezogen, die die Sänger kompagnienweise mit Liedern vertraut machen mußten. Es war eine nicht leichte Aufgabe, Soldaten, die von ihren militärischen Uebungen erschöpft waren, Abends zu Gesangsübungen heranzuziehen, gleichwohl widmeten diese sich bald der Sache mit hingebender Begeisterung. Die Größe der Gesangchöre, welche die verschiedenen Dirigenten zu leiten haben, geht weit über die üblichen Ziffern hinaus. Harry Barnhart, ein bekannter Chorleiter entwickelte zuerst die Idee, die Rekruten von Feldlagern zusammen mit sangeslustigen Bewohnern umwohnender Ortschaften zu großen Singerfesten zusammenzubringen. Im August hielt er nahe dem Syracuse Feldlager ein „Gesang- und Licht-Fest" ab, an dem sich 30,000 Soldaten und Bürger aktiv betheiligten. Aehnliche Veranstaltungen fanden in der „Great Lakes Training Station", in Buffalo und im Zentralpark in New York statt, wo der Chor aus 100,000 Soldaten und Bürgern bestand. General Frank Bell, der Kommandant von „Camp Upton", war so erfreut von diesem Ergebniß, daß er Herrn Barnhart ersuchte, dort während dieses Winters 43,000 Rekruten gesanglich zu unterrichten. Zur Zeit werden über 500,000 Mann mit Gesängen vertraut gemacht, die in dem geplanten Liederbuch enthalten sein werden. Dieses Buch wird nicht nur nationale Lieder, amerikanische Volkslieder und Hymnen, sondern auch mehrere der von den britischen „Tommies" bevorzugten Lieder enthalten, worunter „There's a long, long trail", „When the great red dawn is breaking" „Keep the home fires burning" u. „Pack up your troubles". Der Refrain des letzteren Liedes lautet:

„What's the use of worrying?
It never was worth while;
So pack up your troubles in your
old kit bag,
And smile, smile, smile".

Den einschägigen Bemühungen der Sangesfreunde wird jeder Wohlmeinende aufrichtig Erfolg wünschen müssen. Für die Belebung von Geist Körper ist Gesang unleugbar eins der wirksamsten Zaubermittel.

Ein guter Kerl.

„Mein Mann ist wirklich zu gutmüthig! Gestern war er nach langer Zeit 'mal wieder im Wirthshaus — da hat ihm der Kaufmann ein Achtel Rothwein, ein Zigarrenreisender fünf Mille Zigarren und der junge Arzt, der sich kürzlich hier niedergelassen hat, eine Herzkrankheit aufgeschwatzt."

Ein Opfer des Heimwehs.

„Wat mich immer wieder ins Loch bringt, is 'ne heilige Jefühlssache. Ick bin nehmlich im Jefängniß jeboren und nu treibt mir det Heimweh immer wider an meinen Jeburtsort, ick kann darjegen machen, wat ick will."